Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 12

Artikel: Unter den Kannibalen

Autor: Rindlisbacher, E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636994

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unter den Kannibalen.

Außer dem von der Natur geschaffenen Kannibalentum gibt es in den Urwäldern Afrikas Menschenfresser, die gleichsam ein Produkt der Kultur sind, mindestens eine Folgeerscheinung des Gesellschaftslebens, wenn auch eines sehr primitiven. Fern von der Zivilisation, mitten in den tropischen Urwäldern fristen sie ihr einsames Dasein. Keine Gesetze verpflichten sie zu Ordnung und Sitte. Sie wissen nichts von Politik und Steuern. Nichts unterscheidet jene Menschen äußerlich von andern Wilden.

Noch heute treiben in der Umgebung des Mimongos und M'Bigou die sogenannten „Hommes Tigres" ihr Unwesen. Was ist ein „Homme Tigre"? Das sind Männer, die aus irgend einem Grund aus dem Dorfe ausgestoßen, ja verjagt wurden, um nie wieder zurückkehren zu dürfen. Auch in den benachbarten Dörfern finden sie keinen Schutz und keine Unterkunft, oder es sei denn, daß sie als Sklaven zu einem Häuptling einer ihr feindlichen Rasse gehen, was aber nur selten vorkommt, da ihnen das harte Los, das ihnen dadurch beschieden wird, bekannt ist. Solche Männer treiben sich dann wie ein Wild im Walde herum und leben nur von Raub. Friedliche Männer, Frauen und Kinder, welche Bananen und sonstige Lebensmittel tragen, werden von ihnen angefallen, wie ein Tier geschlachtet und sehr oft auch aufgefressen. In jenen Menschen stirbt das menschliche Gefühl vollständig ab. Sie handeln härter, als man ihnen gegenüber gehandelt hat. Als ich im Monat Oktober 1926 durch den Mimongos wanderte, da trafen wir häufig bewaffnete Neger an, die die Spuren eines solchen „Homme Tigre" verfolgten; der eine hatte in der vergangenen Nacht ein junges Negermädchen aus dem Dorfe geraubt und in den Wald geschleppt.

Auf alle möglichen Wege suchte die Regierung diesem Uebel zu begegnen. Wenn auch in den letzten Jahren der Kannibalismus in französisch Aequatorial-Afrika etwas zurückgegangen ist, so ist doch heute noch keine Aussicht vorhanden, daß er ganz verschwinden wird.

Die schwarzen Soldaten, welche in jene Gegenden gesandt werden, handeln ebenso grausam wie die „Homme Tigre". Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, mit welcher Rohheit die Senegalesen die dortigen Wilden behandeln. Die Soldaten haben ein Gewehr und dazu noch eine Uniform; das ist die Furcht des Wilden. Nur zu oft wird die Furcht des Wilden zu Gewalttätigkeiten ausgenützt. Was jene Soldaten für den Unterhalt benötigen, wird kurzweg gestohlen. Schafe, Ziegen, Lebensmittel, alles was eßbar ist, wird gemaust. Das ist das gute Beispiel, das die Kultur jenen armen Menschen gibt, und wenn sie sich rebellisch dieser „Kultur" entziehen, so werden sie eben Kannibalen, Menschenwild. E. Rindlisbacher.

Dakar.

So schön wie der Name klingt, so schön ist die Stadt. Dakar liegt an der westafrikanischen Küste, und ist der Haupthafen der Kolonie „Senegal".

Es war an einem schönen Morgen, als der Dampfer „Asie" nach neuntägiger schöner Seefahrt bei Sonnenaufgang im Hafen von Dakar einfuhr.

Noch träumte ich in meiner Kabine von dem schönen Europa, als ich plötzlich durch das Heulen der Schiffssirene aufgeweckt wurde. Sofort sprang ich ans Fenster und war ganz erfreut, endlich wieder einmal Land zu sehen. Sofort kleidete ich mich an und begab mich aufs Verdeck, wo schon der größte Teil der Passagiere versammelt war. Der Dampfer hielt vor dem Eingang in den Hafen an, um den Lotsen an Bord zu nehmen, der ihn in den Hafen hinein an den Quai führen mußte.

Feenhaft war der Anblick vom Dampfer aus auf die malerische Stadt Dakar. Am Horizonte schimmerte es golden, und schon sandte die Tropensonne ihre heißen Strahlen auf das märchenhafte Land nieder. Das wunderbare blaue Meer, die gelben Felsenriffe, an welchen die Brandungswellen zerschellten, die buntgekleideten Senegalesen und die weißgekleideten Europäer, welche jubelnd den Dampfer empfingen, gaben der senegalesischen Stadt einen zauberhaften Anblick.

Bald war auch der Dampfer am Quai angelangt. Die Brücken und die Anker wurden herabgelassen und alle Passagiere begaben sich ans Land.

Dakar ist eine moderne afrikanische Stadt, d. h. sie besitzt alles, was zu einer modernen afrikanischen Stadt gehört.

Am Quai stehen Kutschen, geführt von Negern, die auf Passagiere warten, um sie in der Stadt herumzuführen. Der luxuriöse Palast des Generalgouverneurs, das Post- und Telegraphengebäude, die mondänen Hotels, sowie die Faktoreien und Privathäuser geben der afrikanischen Stadt ein ganz europäisches Aussehen.

Auf dem Marktplatz mitten in der Stadt herrscht reges Leben. Europäer und Eingeborene halten ihre Ware feil. Von den Eingeborenen werden zum größten Teil geräucherte Fische, Früchte, roter Pfeffer ꝛc. feilgehalten. Schon von weitem macht sich der üble Fischgeruch bemerkbar.

Nur zu schnell verstrichen die zwei Tage, die ich in Dakar verbringen durfte und nun mußte ich mich wieder einschiffen. In einer Kutsche, von einem Neger geführt, ließ ich mich an den Quai bringen. Schon ertönte das erste Signal zur Abfahrt, jetzt das zweite und ich hatte kaum Zeit, mich an Bord zu begeben, da wurden schon die Brücken heraufgezogen und die Anker gelichtet. Das dritte Signal und der Dampfer löste sich langsam vom Quai. Ein letztes Lebewohl der uns zuwinkenden Menschenmenge, langsam fuhren wir aus dem Hafen heraus und bald entschwand das Festland unsern Blicken. E. Rindlisbacher.

Unter schwerer Anklage.

Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. 7

Der Doktor warf ihr einen strengen Blick zu.

„Greift nicht fehl, wollt' ich sagen", stammelte sie.

„Ich kann da, wie anderswo, nur handeln, wie mir meine Pflicht vorschreibt. Um den Ausgang der Sache habe ich mich nicht zu bekümmern, der hängt von der Verhandlung ab, und wenn der Kirninger glaubt, mit dem Leugnen etwas zu richten, so mag er ja dabei bleiben, er kann sich nach einem geschickten Verteidiger umsehen, und dessen Aufgabe ist es dann, die Anklage zu entkräften, und der hat auch zu sorgen — nicht das Gericht, das einen ganz anderen Standpunkt einnimmt — wie er aus der stumpfen Hacke eine scharfe macht." Der Adjunkt deutete bei den letzten Worten nach dem Mordwerkzeuge, das noch auf dem Tische lag. — —

Rosl folgte mit einem scheuen Blicke dem weisenden Finger des Beamten. Plötzlich blieben ihre Augen starr auf dem Gegenstande, der sie eben fürchten gemacht hatte, haften. Der Stiel der Hacke beschwerte einen Riskonto und einen mit Nummern beschriebenen Zettel; nach letzterem streckte das Weib die Hand aus und fragte stotternd: „Ich bitt' — ist der Zettel wohl vom Vettern?"

„Er wurde bei ihm vorgefunden", sagte Doktor Haidenreich, und da er dem Interesse der Kleinhäuslerin, bei deren bekannter Leidenschaft, nur einen Grund zu unterlegen vermochte, so setzte er verächtlich hinzu: „Will Sie vielleicht Ihr Glück mit diesen Nummern versuchen? So kann Sie's ja ansehen." Er zog das Papier hervor und schnellte es ihr hin.

Sie faßte darnach, und im nächsten Augenblicke gellte ein wilder Schrei, der aber nach maßloser Freude klang, durch das Gemach. Dann sank Rosl neben dem Tische in die Knie, und mit beiden Händen an eines von dessen Beinen sich anklammernd, begann sie abwechselnd laut zu schluchzen und zu lachen; mitten darunter blickte sie mit den tränenden, freudig funkelnden Augen zu dem Beamten auf und rief ein über das andere Mal: „Ich bin nit narrisch,